

Stefan Freund: Laktanz, *Divinae Institutiones*, Buch 7: *De vita beata*. Einleitung, Text, Übersetzung und Kommentar. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2009 (Texte und Kommentare 31). VIII, 707 S. EUR 118.00. ISBN 978-3-11-0190345-9.

„Bene habet, iacta sunt fundamenta“ – Man ist versucht, diese Cicero-Worte (Mur. 14), mit denen Laktanz das siebte Buch seiner *Divinae institutiones* mit dem Titel *De vita beata* einleitet, zugleich als zusammenfassendes Urteil über das anzuzeigende Werk zu nutzen. Und dies nicht, weil der Verf. (wie Laktanz im Folgetext für sich ankündigt) selbst den fehlenden Rest noch nachtragen müsste, sondern weil mit diesem Kommentarband, der eine äußerst umfangreiche und zum Teil wuchernde Forschungsliteratur aufarbeitet, zusammenfasst und mit sicherem Urteil wertet, eine vorzügliche Basis für die Weiterarbeit am Hauptwerk des Laktanz gelegt ist. Wissenschaftler ganz unterschiedlicher Couleur (vom Philologen bis zum Theologen, vom Historiker bis zum Philosophen oder Religionswissenschaftler) werden mit Gewinn zu dem über 700 Seiten umfassenden Werk greifen.

Die im Wintersemester 2005/06 an der Katholischen Universität Eichstätt angenommene und für die Drucklegung nur leicht veränderte (später erschienene Literatur konnte noch in Auswahl berücksichtigt werden, insbesondere die ersten Bände der neuen kritischen Ausgabe von Heck/Wlossok, s. u.) Habilitationsschrift bietet nach Vorwort und Vorbemerkungen zur Anlage des Kommentars zunächst eine präzise und informative Einleitung in inst. 7 (S. 1–82). Als maximale Zeitspanne für die Arbeit des Laktanz am 7. Buch ermittelt der Verf. aus den Zeitumständen 305/6–310 (S. 5), die Zweitauflage, ergänzt um dualistische Zusätze in Kap. 15 sowie Widmungsreden an Kaiser Konstantin, datiert er auf 324. Nach einem kurzen Überblick über die Themen der ersten sechs Bücher weist der Verf. luzide auf, dass Laktanz im siebten Buch seine Ankündigung, dem bisherigen Werk das Dach aufzusetzen, mit der Abrundung von fünf wichtigen Gedankengängen des Gesamtwerkes („Anthropologie, Ethik, Christologie, Heilsgeschichte, Kosmologie und Auseinandersetzung mit der paganen Philosophie“ S. 17) wahr macht: Als sehr nützlich für den Leser erweist sich die umfangreiche und detaillierte Gliederungsübersicht (S. 22–27), mit deren Hilfe einerseits die manchmal sprunghafte Argumentationslinie des Laktanz klarer als bei bloßer Textlektüre nachvollzogen werden kann und die andererseits die Nutzung des Kommentars, der auf eine durchgängige Gliederung des Werks verzichtet, erleichtert. Bei den Ausführungen zu den Quellen des 7. Buches (S. 33–70) nimmt die Diskussion über die Hystaspes-Apokalypse den breitesten Raum ein (S. 53–69). Der Verf. führt hier lehrstückhaft vor, wie sich Forschungsthesen verselbständigen und über rationale Gegenargumente hinwegwuchern können, wenn einmal vorgetragene Theorien nicht mehr geprüft, sondern einfach als

gesicherte Tatsachen (miss-)verstanden werden. Insbesondere Wissenschaftler benachbarter Disziplinen (Verf. verweist hier v. a. auf die Iranistik) kann allzu großes unkritisches Vertrauen in Hypothesen, die einmal in Standardwerke (hier die Fragmentensammlung von Bidez/Cumont (*Les mages hellénisés. Zoroastre, Ostanès et Hsytaspes d'après la tradition grecque*, Paris 1939, II 361–376: Fragmente 11–18)) aufgenommen wurden, auf Irrwege führen. Als fast schon komisches Beispiel für die vom Verf. euphemistisch als „unkritische Eigendynamik“ bezeichnete Entwicklung sei die Verwechslung von *canos* in 17, 9 mit *canes* genannt, die einem Forscher unterläuft und ihn zum erläuternden Kommentar ermuntert, es gehe um die „alte, echt iranische Vorliebe für den Hund“ (S. 57 mit Anm. 36). Demgegenüber bringt der Verf. nüchternen Philologenverstand ein und argumentiert einleuchtend dahin gehend, dass über die unstreitigen paraphrasierten Zitate (15, 19; 18, 2) hinaus lediglich an zwei bis drei weiteren der ca. 20 vorgeschlagenen Stellen eine Benutzung der Hystaspes-Apokalypse anzunehmen ist (Zsf. S. 67/8). Die Einleitung wird abgerundet durch kurze, aber kenntnisreiche Hinweise zu Sprache und Stil des Laktanz (S. 71–76) und eine Einführung zur Textüberlieferung (die sich auf Heck/Wlossok stützt) sowie zur eigenen Textgestaltung (S. 76–82).

Text und Übersetzung werden im Anschluss (S. 83–197) in parallelem Druck geboten. Den abgedruckten Text bezeichnet der Verf. ausdrücklich als „Lesetext“, dem nicht die Qualität einer kritischen Neuausgabe zukomme (S. 79). Gleichwohl hat er über die orthographische Standardisierung hinaus gegenüber der Vorlage von Brandt (1890) in etwa 40 Fällen den Text geändert, wobei ihm für die textkritische Arbeit die Kollationen von Heck/Wlossok zur Verfügung standen. Insgesamt hat der Verf. in diesem Bereich große Vorsicht walten lassen, und selbst dort, wo er – mit überzeugenden Argumenten – eine eigene Konjektur vorschlägt (5, 27 add. 7: *offensurum deum*) statt überliefertem, aber unverständlichem *offensum deum* und traditionell konjiziertem <ante> *offensum deum* formuliert er fast schüchtern „temptavi“ (S. 114). Man darf gespannt sein, ob und inwieweit die Textgestaltung mit der in dem in wenigen Jahren zu erwartenden vierten Band der Ausgabe von Heck/Wlossok übereinstimmt. Der textkritische Apparat ist nicht vollständig, sondern bietet (nur) eine Auswahl des Befundes. Wörtliche Zitate sind in einem Testimonienapparat nachgewiesen, alle (auch nur möglichen) Similien werden im Kommentar diskutiert. Für die Nicht-Philologen unter den Benutzern wäre eine Zeichensetzung nach deutscher Tradition (v. a. Abtrennung aller Relativ- und indirekter Fragesätze durch Kommata, evtl. auch Differenzierung von *v* und *u* im Druck) nützlich.

Die Übersetzung hält sich eng an die Originalsyntax, was bei längeren Perioden zwar das flüssige Lesen etwas erschwert. Dieser Nachteil wird aber bei weitem von dem Vorteil überwogen, dass auf diese Weise auch dem Nicht-Philologen der genaue Abgleich bei zweisprachiger Lektüre jederzeit

möglich ist. Darüber hinaus gelingen dem Übersetzer dank eines breiten und tiefen deutschen Wortschatzes im semantischen Bereich oft überaus treffende Lösungen, so dass die Übersetzung den Interessen aller Nutzer entgegenkommen dürfte.

Freilich hat man den Eindruck, dass sich der Verf. von der Neigung seines antiken „Vorbilds“ zu langen Satzperioden zu sehr hat infizieren lassen. Zwingen schon in der Einleitung einige Passagen zur wiederholten Lektüre, so vermindern gerade im Kommentarteil immer wieder „Schachtelsätze“ das Lesevergnügen, so dass man sich glücklich schätzt, dass man als Nutzer eines Kommentars ja in aller Regel nur einige Abschnitte und nicht das ganze Werk am Stück lesen muss. Freilich wird man für diese Mühe, die natürlich auch dem Wunsch nach prägnanter, knapper und doch unanfechtbarer Information auf engem Raum verdankt ist, im Hauptteil des Werkes, dem eigentlichen Kommentar, (S. 199– 620) reich belohnt.

Hier kann der Verf. (mittlerweile Lehrstuhlinhaber für Latinistik in Wuppertal) seine Stärke als Grenzgänger zwischen Klassischer Philologie und Theologie (seinen ursprünglichen Studienfächern) mit breitem historischen und philosophischen Horizont, die er bereits in seiner Eichstätter Dissertation „Vergil im frühen Christentum. Untersuchungen zu den Vergilziten bei Tertullian, Minucius Felix, Novatian, Cyprian und Arnobius“ (Paderborn 2003²) bewiesen hat, voll ausspielen. Auf durchschnittlich fast acht Seiten pro Seite Urtext wird Laktanz nach allen Regeln der Kunst in großer Bandbreite kommentiert: Bei den sprachlichen Beobachtungen (z. B. zur Textkritik, zu semantischen und syntaktischen Besonderheiten oder der stilistischen Ausgestaltung) zeigt sich der solide Philologe, der sich auch für umfangreiche Thesaurus-Benutzung nicht zu schade ist. Ähnlich großen Fleiß, verbunden mit breiter Übersicht über das Schrifttum der Antike beweist der Verf. beim Aufdecken und Kommentieren von Similien und noch so unauffälligen Anklängen von Intra- und Intertextualität. Bei Kommentierung, Einordnung und Bewertung philosophischer und natürlich v. a. theologischer Gedankengänge des Laktanz hinwiederum spürt man dem Verf. seine vertiefte (katholisch-) theologische Ausbildung ab. Auch wer einzelne Fragen im Realienbereich hat, wird stets gut bedient.

Neben die große Zahl kürzerer Lemmata mit Spezialbeobachtungen treten öfter thematische, die sich mit übergreifenden Inhalten befassen und einzelne Aussagen und Passagen in das Gesamtwerk einordnen. Als eindruckliches Beispiel für die Umsicht, die der Verf. hier beweist, sollen die Ausführungen zu 15, 1–6 unter dem Titel „Die typologische Deutung der Befreiung aus Ägypten auf die Endzeit hin“ (S. 403–407) angeführt werden. Ausführlich werden hier die Aussagen synoptisch denen aus Buch 4, 10, 5–8 sowie den biblischen Vorlagen gegenübergestellt und dabei grundsätzlich festgestellt, dass Laktanz seine Argumentationsstruktur konsequent durchhält. Doch abschließend wird der

Nutzer auf eine zunächst unscheinbare redaktionelle Besonderheit hingewiesen: Laktanz kündigt im 4. Buch an, er werde im 7. Buch darlegen, wie das Kreuz Christi die Christen ebenso vor den endzeitlichen Plagen schützen werde, wie es das Blut des Passahlamms mit den Israeliten bei der Plage vor dem Auszug aus Ägypten getan habe. Dass Laktanz diesen Vorsatz nicht einlöst, erklärt der Verf. dann einleuchtend damit, dass der Gedanke der Verschonung der Christen nicht zu deren Verfolgung und Bedrängnis, die Laktanz zwei Kapitel später seiner Argumentation nutzbar macht, passe. (S. 406 f.)

Das Plädoyer für Seneca den Älteren (statt dem Jüngeren) als Quelle für den Lebensaltervergleich in 15, 14–17 (S. 424 ff.) ist ein gutes Beispiel für die souveräne Urteilsfähigkeit in in der Forschung strittigen Fragen. Überhaupt nehmen Auseinandersetzungen mit sich oft stark widersprechenden Ansichten in der Forschungsliteratur nachvollziehbarer Weise einen breiten Raum ein (vgl. exemplarisch oben die Diskussion zur Hystaspes-Apokalypse, die natürlich auch in zahlreichen Lemmata eine Rolle spielt). Neben dem ruhigen, klaren Ton, in dem der Verf. in solchen Fällen die Argumente abwägt und die aus seiner Sicht wahrscheinlichste Lösung vorschlägt, beeindruckt in diesem Zusammenhang die ungeheure Breite der Literatur, mit der sich der Verf. auseinandersetzt. Neben der mehrfach benutzten Literatur, die im Literaturverzeichnis bereits 23 Seiten füllt (S. 623–645), wird in Hunderten von Anmerkungen eine sehr große Anzahl von Werken angeführt, die jeweils nur zu einer Spezialfrage herangezogen wurden. Wichtig erscheint dabei, dass neben der deutsch- und englischsprachigen Literatur auch die romanische Forschung zahlreich und prominent vertreten ist. Demgemäß dürfte der Band nicht nur bei Forschern verschiedener Fachrichtungen, sondern auch ganz unterschiedlicher Herkunft auf großes Interesse stoßen.

Als scheinbar kleine, aber doch sehr arbeitsintensive Zugabe enthält der Band im Anhang noch drei Indizes, die die Nutzung des Kommentars erleichtern und ihn zu einem richtigen Nachschlagewerk machen. Nach der Rubrik „Namen und Sachen“ (S. 646–648) und einer Auswahl lateinischer Wörter (S. 649) nimmt dabei der Stellenindex mit Abstand den meisten Platz ein (650–707), der noch einmal in Bibelstellen (S. 650–657), Stellen aus außerkanonischen Schriften (S. 657–658), aus persischer Literatur (S. 658) und aus sonstiger antiker Literatur von Accius bis Zosimus (658–707) gegliedert ist. Eindrucksvoller als durch diesen Index könnte die große Spannbreite der im Kommentar behandelten Themen kaum dokumentiert werden.

Ein klein wenig eingeschränkt wird der rundum positive Eindruck von einigen störenden Druckfehlern. Schlimmes befürchten lässt in diesem Zusammenhang die Vorbemerkung des Autors (S. IX–X), in der (wohl bei einer Überarbeitung) nicht nur zwei überflüssige Wörter stehen geblieben sind, dafür einmal ein nötiger Artikel verloren gegangen und statt „Bibliotheca“ „Bibtotheca“ zu lesen ist, sondern ein Satzbruch den Leser sogar

ganz ratlos zurücklässt: „Diesem Zweck dienen auch die ersten Teile der Einleitung beschränkt sich auf;...“ Zum Glück bessert sich die Situation im weiteren Verlauf, doch sind immerhin im Durchschnitt alle ein bis zwei Seiten kleinere Druckfehler zu verzeichnen, freilich meistens ohne Einfluss auf Sinn und Verständnis (Ausnahme etwa das fehlende „nicht“ in Z. 24 der S. 206). Relativ häufig kommen ungute Trennungen wie „Hydaspesa-pokalypse“ oder „Sibylleno-rakel“ vor, die auch nach der revidierten Fassung der neuen Rechtschreibung, derer sich der Verf. erfreulicherweise bedient, nicht mehr angesagt sind. Überhaupt sind einige Fehler, wie sie Trennprogramme für den PC häufiger machen (Trennung nicht an der Wortfuge, stattdessen einfach letzter Konsonant in der neuen Zeile), stehen geblieben; auch scheint sich der Verf. noch nicht recht damit abgefunden zu haben, dass die Trennung von „st“ nicht mehr „weh tut“.

Diese Formalia können aber den sehr erfreulichen Gesamteindruck des Bandes kaum trüben. Da der stolze Preis von 118 Euro wohl nur von relativ wenigen Forschern mit speziellem Interesse privat aufgebracht werden wird, ist zumindest zu hoffen, dass möglichst viele öffentliche wissenschaftliche Bibliotheken das Werk für ihre Benutzer zur Verfügung stellen werden.

Wolfram Schröttel, Scheinfeld
Wolfram.Schroettel@t-online.de